

Geistliche im Dilemma
Den Kirchen vor Ort fehlt die Kraft, um Einfluss zu nehmen in der Ukraine-Krise. **HINTERGRUND 3**

Eine besondere Aufgabe
Steinmetz Andreas Dubach kennt im wörtlichen Sinn jeden Stein des Berner Münsters. **REGION 2**



Foto: Mayk Wendt

Unterwegs nach Hause
Der Heimweg lässt Angestautes abfliessen und zeigt Vertrautes in einem neuen Licht. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 3/März 2022
www.reformiert.info

Post CH AG

Die Kirche probiert neue Ritualformen aus

Kasualien Zunehmend haben Menschen den Wunsch, Lebensübergänge nicht in explizit kirchlichem Rahmen zu zelebrieren. Die Reformierte Kirche Aargau kommt diesem Bedürfnis entgegen.

Jahrhundertlang waren Pfarrerinnen und Pfarrer in Christengemeinschaften die wichtigsten Personen, wenn es darum ging, Übergänge im Leben wie Geburt, Heirat und Tod mit Ritualen zu begleiten. Die Nachfrage nach ihren Diensten ist allerdings massiv gesunken. Fanden zum Beispiel im Jahr 2000 noch 19 048 evangelisch-reformierte Taufgeiern statt, waren es 2021 nur noch 6326. Bei den Bestattungen sank die Zahl von 29 172 auf 21 351. Wer heute einen Ritualbegleiter wünscht, sucht oft jemanden, in dessen Sprache der Begriff «Gott» nicht vorkommt. Mit dem kirchlichen Vokabular können viele nichts mehr anfangen – darunter manche Kirchenmitglieder.

Die Reformierte Kirche Aargau möchte nicht mehr tatenlos zusehen. Ab März bieten auf der Website Leben-feiern.ch Pfarrerinnen und Pfarrer kirchliche Handlungen an, dazu aber auch frei gestaltete Rituale: beispielsweise für den Abschied von einem Tier oder für eine Scheidung. Eine kirchliche Sprache müssen sie nicht anwenden, aber alle sind sie verpflichtet, einen Segen zu spenden.

Dem Segen verpflichtet

Die Plattform geht auf die Initiative von Monika Thut, Pfarrerin und Mitarbeiterin der Fachstelle Kirchlicher Religionsunterricht, zurück. Sie führt öfter Rituale ausserhalb des klassischen Rahmens durch, hat zum Beispiel eine Urne bei den Angehörigen daheim platziert oder ein Haus gesegnet. Zuweilen nimmt sie dabei den Begriff «Gott» kein einziges Mal in den Mund. Sie sagt: «Mit Ritualen gebe ich Ausdrucksmöglichkeiten für tiefe Gefühle, Sehnsüchte und Dankbarkeiten. Dabei möchte ich keine Irritationen auslösen, folglich passe ich meine Sprache den Bedürfnissen an.» Sie findet nicht, dass sie ihre Rolle als Pfarrerin damit verleugnet. «Meine Hauptaufgabe sehe ich in der Seelsorge, nicht in der Verkündigung.»



Foto: Gettyimages

Rituale mit keltischen oder naturmystischen Elementen stossen bei vielen Menschen auf Anklang.

Als Thut sich überlegte, auf einer eigenen Website Rituale anzubieten, wollte sie wissen, was die Landeskirche davon hält. Dort stiess ihr Anliegen auf offene Ohren. «Die freiere Gestaltung von Ritualen ist für einige Pfarrerinnen und Pfarrer ein Thema», erklärt Frank Worbs, Kommunikationsleiter der Reformierten Kirche Aargau.

Auf besagter Website präsentieren sich nun 15 von ihnen. Alle unterschrieben eine Vereinbarung, die festhält, dass sie wählbare Pfarrer sind, nicht missionieren und eine moderne Sprache anwenden. Im

Grundsatz können alle Aargauer Pfarrer ihre Ritualdienste auf der Website anbieten. Für Mitglieder der Reformierten Kirche Aargau sind ihre Dienste gratis, alle anderen bezahlen einen Beitrag, der gemäss Worts mit den Ansätzen auf dem freien Markt vergleichbar ist. «Dieses Angebot ist für die Kirche ein Novum», sagt er, «aber wir machen nichts, was der christlichen Weltanschauung widerspricht.»

Schön und schwierig

Andrea Marco Bianca begrüsst die neue Plattform als einen Versuch, näher an die Bedürfnisse von Menschen heranzutreten. Der Zürcher Kirchenrat ist Fachperson für Rituale und hat soeben die Broschüre «Kirchliche Handlungen – nahe bei den Menschen» mit herausgegeben. Seiner Meinung nach müsste aber jede Pfarrperson auf einer solchen Website stehen. «Grundsätzlich sollten alle Pfarrpersonen auf die Bedürfnisse ihres Gegenübers eingehen und ein entsprechendes Ritual gestalten können.»

Nach seiner Erfahrung glaubten viele Menschen, die sich ein Ritual wünschten, an eine Form von höherer Macht, aber nicht in biblischer Sprache. Diesen Glauben zu entdecken und in passenden Worten auszudrücken, sei für Pfarrpersonen

Plattform für Rituale auch in Bern

Auch eine Gruppe Stadtberner Pfarrerinnen und Pfarrer lanciert im März eine Ritualagentur. Die Internetplattform soll nicht in erster Linie eine breitere Palette von Ritualen anbieten, sondern vor allem helfen, eine Pfarrperson für die Taufe, Heirat oder Beerdigung zu finden. «Wer unsere Dienste wünscht, weiss oft nicht, wohin er sich wenden muss», sagt Mitinitiant Christian Walti. «Die Websites der Kirchengemeinden bieten zu wenig Orientierung.» Mitglieder der Kirche wüssten oft nicht mal, dass sie diese gratis nutzen dürfen. Rund die Hälfte seiner Klienten kämen zudem aus anderen Kirchgemeinden, was er jeweils unbürokratisch bearbeite. Die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn begrüssen die Gründung eines Vereins, eine Plattform im Namen der Landeskirche lehnen sie aber ab, weil die Kirchenordnung immer noch vorsieht, dass Mitglieder ihre Dienste dort nutzen, wo sie wohnen.

die schönste und auch schwierigste Aufgabe. Hinter einen Punkt des Aargauer Angebots setzt Theologe Bianca ein Fragezeichen: die Pflicht, einen Segen auszusprechen. «In einem Ritual schaffen Pfarrer sowie so eine Verbindung zum Transzendenten. Deshalb könnte man den Segen auch gleich weglassen.» Sich auf einen einzigen biblischen Begriff festzulegen, dünkt ihn oberflächlich. Dennoch ist er überzeugt: «Die Plattform ist ein wichtiger Anstoss, die aktuelle Situation nicht länger hinzunehmen, sondern neu zu denken.» Anouk Holthuizen

Kommentar

Menschen dienen, ohne sich zu verbiegen

Statt den Traditionsabbruch zu beklagen und in Lethargie zu verfallen, stellt sich die Aargauer Landeskirche auf dem Markt der Rituale der säkularen und patchworkreligiösen Konkurrenz. Damit sendet sie ein Signal über die Kantonsgrenzen hinaus, das ihr hoch anzurechnen ist. Will die Kirche ihren Anspruch einlösen, nahe bei den Menschen zu sein, muss sie bereit sein, ihre Rituale und Sprache zu hinterfragen. Freilich ist sie dennoch keine beliebige Ritualagentur. Die reformierte Kirche steht auf dem Boden der christlichen Kirchengemeinschaft und der evangelischen Theologie. Kappt sie ihre Wurzeln, verliert sie Halt und Glaubwürdigkeit. Dieser Gefahr ist sich die Aargauer Kirche bewusst. Das Segensobligatorium, das sie ihren Pfarrerinnen und Pfarrern vorschreibt, ist jedoch ein hilfloser Versuch, Bruchstücke der reformierten Liturgie in die Zeit der individualisierten Spiritualität zu retten.

Die Schatztruhe öffnen

Wichtiger als starre Vorgaben ist die Frage, wo das Wunschkonzert aufhört. So mag der Einbruch bei der Anzahl Taufen in den letzten Jahren noch so dramatisch sein, die Taufe bleibt ein Sakrament, das die Zugehörigkeit des Kindes zur Kirche Jesu Christi bezeugt. Ein von einer Pfarrerin gestaltetes Ritual zur Geburt eines Kindes kann eine Alternative sein, nicht aber ein Ersatz.

«Du hast meine Füsse auf weiten Raum gestellt» (Ps 31,9). Der beliebte Taufspruch gilt auch für die Kirche selbst. Eine Kirche, die im Evangelium verankert ist, lässt getrost unterschiedliche Formen zu, weil sie weiss, dass der Inhalt entscheidend ist. Und sie darf darauf vertrauen, dass Gott präsent ist, selbst wenn er nicht explizit angesprochen wird. In einem Umfeld, in dem sich religiöse Traditionen zusehends verflüchtigen und vermischen, gelingt es der Kirche so vielleicht sogar, dass Menschen biblische Texte und Geschichten, in denen Gott viele Namen hat, neu entdecken.

«Wir machen nichts, was der christlichen Weltanschauung widerspricht.»

Frank Worbs
Kommunikationsleiter



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor in Zürich

Synodalrat auch besorgt über Rückkehrzentren

Asylwesen Die Nationale Kommission zur Verhütung von Folter ist besorgt über die Lebensbedingungen von Flüchtlingskindern und deren Familien in den Rückkehrzentren in Aarwangen, Biel sowie Gampelen. Verbesserungen seien bei der Sicherheit von Frauen und bei der Infrastruktur nötig, schreibt das Gremium. Der Synodalrat der Reformierten Landeskirchen Bern-Jura-Solothurn unterstützt die im Bericht der Kommission aufgeführten Empfehlungen. mar

Bericht: [reformiert.info/folter](https://www.reformiert.info/folter)

Dürrekatastrophe – Heks hilft in Äthiopien

Nothilfe Südäthiopien ist von der schlimmsten Dürreperiode seit über 30 Jahren betroffen. Das hat dramatische Folgen für die Bevölkerung, mehrheitlich Hirten oder Viehzüchterinnen. Zahllose Tiere sind bereits verendet oder erkrankt, rund 1,8 Millionen Menschen akut in ihren Lebensgrundlagen und ihrer Ernährungssicherheit bedroht, wie das Hilfswerk Heks mitteilt. Es leistet deshalb humanitäre Hilfe für die notleidende Bevölkerung im Umfang von 500 000 Franken. mar

Bericht: [reformiert.info/aethiopien](https://www.reformiert.info/aethiopien)

Neue Pläne für die Ökumene in Bern-Nord

Ökumene Die Idee, im Nordquartier der Stadt Bern nur noch eine der drei Kirchen für Gottesdienste zu nutzen, wurde aufgegeben. Neben der reformierten Markuskirche bleibt auch die katholische Marienkirche als Standort für Gottesdienste erhalten. Dort sollen neben den Messen auch die ökumenischen Gottesdienste stattfinden. ki

Bericht: [reformiert.info/oekumene](https://www.reformiert.info/oekumene)

Über Prävention, Analyse und Risiken

Islam Der Bieler Verein Tasamouh und der Arbeitskreis «Religion Migration» der drei Berner Landeskirchen präsentieren am 17. März die Studie «Prävention von Extremismus in Verbindung mit dem Islam». Der 50-seitige Bericht behandelt die Prävention von gewalttätigem Extremismus in Verbindung mit dem Islam und beinhaltet eine strategische Vision für die Schweiz. nm

Auch das noch

Auch für Olympia gilt: Schweigen ist Gold

Menschenrechte Noch vor dem Beginn der Winterolympiade sicherte sich die Schweiz bereits die erste Goldmedaille. Und zwar in der Kategorie Schweigen. Eine Koalition von Menschenrechtsorganisationen verlieh dem Bundesrat Gold, weil er sich nicht dem diplomatischen Boykott angeschlossen hatte. Japan, Dänemark und die USA zum Beispiel verzichteten auf die Entsendung einer offiziellen Vertretung nach China, weil das Regime gegenüber Tibetern und Uiguren die Menschenrechte verletzt. nm

Steinquader wuchten und Risse flicken

Jubiläum Vor 601 Jahren begann der Bau des Berner Münsters. Vom baulichen Unterhalt der Grosskirche berichtet Steinhauer Andreas Dubach, der das Münster seit 34 Jahren kennt.



Er hat viel gelernt am Münster: Andreas Dubach im Gewölbe.

Foto: Daniel Rihs

Eigentlich wollte Steinhauer Andreas Dubach auch einmal Landschaftsgärtner schnuppern. Doch dann es habe ihm beim Steinhauen so den Ärmel hereingenommen, dass er dabei geblieben sei. «Bäume und Sträucherschneiden pflege ich aber als Hobby», sagt er. Und nach der Pensionierung Ende Jahr werde er das weiterhin tun – im Gegensatz zum Steinhauen.

Seine Arbeit als Steinhauer am Berner Münster habe sich in den letzten 20 Jahren ohnehin vom Hauen wegentwickelt zum «Gäggele», wie er lächelnd erklärt. «Wir erhalten am Münster einfach alles, was möglich ist.» Dabei habe er auch seine Durchhängerphasen gehabt – «vor allem, als es vom Handwerk des Steinhauers mehr zu dem des Restaurators ging». Monatelang kleine Risse mit Harz zu füllen, fand er langweilig.

Die Vorteile des Mörtelns

Aber: «Ich habe es nicht bereut, am Münster zu bleiben.» Er habe sehr viel Neues gelernt. Er fülle Risse mit Mikrozement, armiere, mörtle. «Und das muss alles ohne Chemie gehen, das ist aufwendig», sagt Dubach. Das Mörteln mag er gern. «Es bietet schliesslich auch Vorteile gegenüber dem eigentlichen Steinhauen: kaum Staub, keine schweren Steine umherwuchten.»

Und auch die Trockenreinigung mit Schwämmchen hoch oben im Gewölbe des Kirchenschiffs passt dem Steinhauer. «Das ist Dreck von hundert Jahren oder mehr, den ich wegputze.» Heute sei das essenziell: alles so original wie möglich zu erhalten. Was man zu Beginn seiner Zeit am Münster gemacht habe, sei heute verpönt, hält Dubach fest.

Mit Tricks Steine versetzen

Dabei hat ihm die Arbeit damals ganz besonders zugesagt. Die Freude ist heute noch spürbar, wenn er davon erzählt: «Wir arbeiteten mit drei Mann an der Westseite, setzten hier tonnenweise neuen Stein ein. Wir haben Obergadenfenster ersetzt, Masswerk neu gehauen, die Aussenfassade teils neu gemacht, teils zurückgearbeitet.» Zurückgearbeitet heisst: weggehauen. Das mache man heute eben nicht mehr, «da haben sie gar keine Freude».

Dubach findet es verständlich, man zerstöre ja das Originalmauerwerk.

Doch gerade das Versetzen fand der Steinhauer am spannendsten. «Es gibt dabei viele Tricks und Kniffe, um die schweren Steine zu platzieren», sagt er. Auch die «Knochenarbeit» im Steinbruch am Gurten, wo er zwei Jahre im Einsatz war, sagte ihm zu. Und das Zuhauen der Steine in der Münsterbauhütte an der Aare unten.

All das lässt den 59-Jährigen auch mit Ehrfurcht und Respekt auf die Erbauer der Berner Kathedrale zurückblicken: «Wie sie das Ganze gebaut haben, damals, das ist schon gewaltig. Diese Gewichte, mit diesen Werkzeugen – alles von Faust gehauen.» Dem Münster Sorge zu tragen, sei es schon wert.

601 Jahre Münster

Am 11. März 1421 wurde der Grundstein für das Berner Münster gelegt. Bis 1575 dauerte der Kirchenbau. Der Turm erhielt um 1588 eine Höhe von ca. 55 Meter und wurde erst 1893 auf einer Höhe von 100.6 Meter vollendet. Damit ist das Münster die höchste Schweizer Kirche. Die Feierlichkeiten finden vom 10. bis 13. März 2022 statt.

Programm: www.bernermuenster600.com

Unfälle habe es während der ganzen Zeit nie gegeben. «Sicherstechnisch schaut man sehr gut», betont der Steinhauer. Doch manchmal überwindet jemand die Sicherheit, weil er es selbst will. Das vergesse man nie, wenn sich ein Mensch das Leben nehme, hält Andreas Dubach fest. Zum Glück habe er es nur einmal selbst mitbekommen.

Obwohl der Steinhauer «nie gedacht hätte», dass er so lange beim Münster bleiben würde, ist er nun doch «auch etwas stolz». Es sei ein gutes Gefühl, an diesem architektonischen und historischen Wahrzeichen zu arbeiten. Doch Dubach glaubt nicht, dass er den Job vermissen wird. Schliesslich kann er bald noch ausgiebiger einer weiteren Leidenschaft frönen: dem Fischen – und zwar «überall». Marius Schären

Bilder: [reformiert.info/muenster](https://www.reformiert.info/muenster)

Ein Pionierprojekt verschwindet lautlos

Integration Aus für das Zentrum 5: Im Berner Begegnungsort für Migrantinnen und Migranten werden auf Ende Jahr die Türen geschlossen.

Es ist still geworden im Zentrum 5, dem Treffpunkt für Migrantinnen und Migranten mitten im Berner Breitenrainquartier. Immer weniger Besuchende gehen ein und aus, und abends ist das grosse Fenster meistens dunkel.

Dabei gibt es hier seit über 30 Jahren Konzerte, Lesungen und Kulinarik, aber auch Deutschkurse, Beratung und Unterstützung. Die Bibliothek steht allen offen, und die diversen Räumlichkeiten können zu günstigen Konditionen für Privat-Anlässe gemietet werden.

Zu wenig Interesse

Nun will die Betreiberin, die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen Region Bern (Akib), das Zentrum schliessen, voraussichtlich auf Ende Jahr. Der Ort habe, nicht zuletzt durch die Umstände der Pande-

mie, massiv an Attraktivität verloren, sagt Heidi Gebauer, Präsidentin der Akib. «Spätestens als bei einem Anlass mit kurdischer Musik und Essen im letzten September kein einziger Besucher kam, mussten wir einsehen: Das Interesse hat offenbar stark abgenommen.»

Auch Vermietungen gebe es keine mehr, weil man die Räume im

«Das Zentrum bedeutet für viele eine Art Brücke zur Schweiz.»

Jürg Trefzer
Leiter Zentrum 5

Untergeschoss nicht lüften könne, führt die Akib-Präsidentin des Weiteren aus. Hinzu komme, dass es in der Stadt Bern zunehmend auch andere kirchliche Angebote im Asylbereich gebe. «Und die Verantwortlichen des Zentrums 5, des einstigen Pionierprojekts, haben es verpasst, sich im umkämpften Markt gut zu positionieren», ergänzt sie.

Druck durch Pandemie

Diese Einschätzung teilt Jürg Trefzer, Leiter des Zentrums 5, nicht: Die Nachfrage nach Beratung sei spürbar gestiegen, meint er. «Der Druck auf die Migrationsbevölkerung hat sich durch die Pandemie massiv erhöht, und die Ressourcen und das spezifische Know-how der Kirchgemeinden sind beschränkt.» Nicht selten schickten Kirchgemeinden aus der Stadt und dem Kanton Bern ihre Klienten ergänzend zu den gemeindeeigenen Aktivitäten zu ihnen.

«Wir sind ein offenes Haus und begegnen allen auf Augenhöhe. Unser Ansatz zur Integrationsförderung ist erfolgreich», betont Trefzer. Mit ihren niederschweligen Angeboten würden sie auch wenig integrierte Menschen mit schlechten Sprachkenntnissen erreichen.

«Für viele Migrantinnen und Migranten bedeutet das Zentrum 5 eine Art Brücke zur Schweiz. Hier wird am falschen Ort gespart», ist Jürg Trefzer überzeugt.

Bei der Schliessung gehe es auch nicht um das Sparen, wendet Akib-Präsidentin Heidi Gebauer ein. «Das Geld wird weiterhin für Migrantinnen und Migranten eingesetzt.» Die Frage sei lediglich, an welchen Standorten investiert werden solle. Katharina Kilchenmann



Kultur im Zentrum 5 Foto: Peter Kleiner



Ein ukrainischer Soldat an der Grenze zur separatistischen Region Donezk.

Foto: Reuters

«Auch viele moskautreue Orthodoxe in der Ukraine wollen mit dem Kreml nichts mehr zu tun haben.»

Stefan Kube
Leiter Institut G2W

im Donbass die Regierung in Kiew ins Wanken bringe. Stattdessen jedoch schlossen sich die Reihen, die Ukraine blieb westlich orientiert.

Obwohl Russland einen hohen Preis zahlen würde, schliesst Perović einen Krieg nicht aus. Aus Angst vor dem Gesichtsverlust drohe der Opportunist seine Armee in ein blutiges Abenteuer zu führen. «Ohne Zugeständnis wird Putin die Truppen kaum abziehen, weil die wiederholten Aufmärsche so als leere Drohkulisse entlarvt würden.»

Gefangen in der Politik

Um den Krieg zu verhindern, muss für Putin eine Brücke gebaut werden. Perović rät, die Gespräche über die abtrünnigen und von Moskau unterstützten Provinzen Donezk und Lugansk wieder aufzunehmen.

Der Russland-Kenner warnt aber davor, der Ukraine die Neutralität aufzuzwingen: «Damit würden ihre Souveränitätsrechte verletzt, und der Westen wäre vor Russland eingeknickt.» Und Putin wüsste, dass er über die Bündnispolitik der Nato bestimmen kann, wenn er nur genügend Soldaten in Stellung bringt.

«Nur Diplomatie kann den Krieg verhindern», sagt Perović. Es gehe darum, Zeit zu gewinnen. Und der Entscheid der USA, die Truppen in Osteuropa zu verstärken, sei wichtig. «Diese Sprache versteht Putin.»

Dass die Kirchen einen Beitrag zum Frieden zu leisten vermögen, bezweifelt Kube. Um sich zu einem gemeinsamen Appell durchzurufen, seien die Gräben zu tief. Also betonen die polnischen und ukrainischen Katholiken in ihrer Warnung vor dem Krieg ihre Solidarität mit der Ukraine. Und das Moskauer Patriarchat verurteilt den Krieg, ohne das Narrativ des Kreml, dass die Nato Russland bedrohlich einkreise, zu hinterfragen. Felix Reich

Der Opportunist droht in ein Abenteuer zu schlittern

Politik Gegen einen Krieg in der Ukraine helfen nur Drohkulisse und Gespräche, sagt Russland-Kenner Jeronim Perović. Den Kirchen fehlt laut Orthodoxie-Experte Stefan Kube die friedensstiftende Kraft.

Die russisch-orthodoxe Kirche übt den Spagat. Ihre Nähe zum Kreml verbietet ihr, die Politik des Präsidenten Wladimir Putin zu kritisieren, der mit einem Angriff auf die Ukraine droht. Gleichzeitig läuft sie Gefahr, im «Bruderstaat» Gläubige zu verlieren, wenn sie sich nicht von Putins Powerplay distanzieren. «Auch viele moskautreue Orthodoxe, die in der Ukraine leben, wollen mit dem Kreml nichts mehr zu tun haben», erklärt Stefan Kube, der das ökumenische Institut G2W leitet.

Seit der russischen Invasion auf der Halbinsel Krim 2014 tritt der Moskauer Patriarch Kyrill diplomatischer auf. Das hegemoniale Konzept der «russischen Welt», wie es Putin postuliert, erwähne er kaum

noch, sagt Kube. Auch die orthodoxe Leitungsstruktur blieb unverändert, auf kirchlicher Ebene gehört die Krim weiterhin zur Ukraine.

Krim-Plan ging nicht auf

Ob der Patriarch allerdings Putins Kriegskurs bremsen kann, ist mehr als fraglich. Eigentlich sei der russische Präsident ja ein Opportunist und kein Abenteurer, sagt Jeronim Perović, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich. «Im Kaukasus, in Belarus, Syrien oder Venezuela nutzte er jeweils die Gunst der Stunde, um den russischen Einfluss auszuweiten.»

Allein nach dem Angriff auf die Krim ging die Rechnung nicht auf. Putin hatte gehofft, dass der Krieg

Russisch-orthodoxe Provokation in Afrika

Von einer «illegalen, bösen, verwerflichen Entscheidung» spricht Metropolit Epifani von Kiew, Oberhaupt der Orthodoxen Kirche der Ukraine (OKU). Der in der russisch-orthodoxen Kirche für Aussenbeziehungen zuständige Metropolit Ilarion entgegnet: Seine Kirche reagiere nur auf die Bitten von Gläubigen, die nach der «irrsinnigen Einmischung des Patriarchen von Konstantinopel» nichts mit dem Schisma zu tun haben wollten.

Das Duell illustriert den Konflikt in der Orthodoxie. Vom damaligen Staatspräsidenten Petro Poroschenko unter-

stützt, erhielt die OKU 2019 vom ökumenischen Patriarchen Bartholomaios von Konstantinopel die Autokephalie verliehen und versteht sich nun als eigenständiges Mitglied der orthodoxen Kirchenfamilie. Moskau kritisiert die Anerkennung als Kirchenspaltung und brach die eucharistische Gemeinschaft mit Alexandria ab, nachdem der griechisch-orthodoxe Patriarch Theodoros mit Epifani eine Messe gefeiert hatte. Nach einer Eucharistie des Duos gründete Moskau in Afrika ein Exarchat mit eigenen Gemeinden. «Eine weitere deutliche Eskalation», sagt Stefan Kube von G2W. Denn eigentlich hatte sich die Orthodoxie auf die Aufteilung der Weltkarte geeinigt.

Saubere Energie für arme Regionen

Umwelt Ein Projekt in Kolumbien fördert lokale Energieproduktion. Ganz im Sinn der aktuellen Fastenkampagne zur Klimagerechtigkeit.

Temperaturen über 47 Grad, dazu halb so lange Regenzeiten wie vormals: In der kolumbianischen Gemeinde Natagaima zeigt sich der Klimawandel überdeutlich. Nun soll die dortige Bevölkerung in eigener Verantwortung erneuerbare Energie produzieren, für Wasserpumpen, Kühlanlagen, Brutschränke und Viehzäune. Das Hilfswerk Fastenaktion (ehemals Fastenopfer) koordiniert das Projekt.

Im Kampf gegen den Klimawandel Strom produzieren statt Strom sparen? Für die Verantwortlichen

geht das auf. «Damit ein Leben in Würde für alle möglich ist, braucht es gerade für die Ärmsten Zugang zu sauberer Energie», sagt Stefan Salzmann, bei Fastenaktion für Klima- und Energiepolitik zuständig. Um den Energieverbrauch zu senken und nachhaltiger zu wirtschaften, müsse aber zugleich bei den Lebensmodellen im reichen Welt Norden angesetzt werden.

Ein Mittel gegen Armut Klimagerechtigkeit: So lautet das Schlagwort. Sie steht im Zentrum

der aktuellen ökumenischen Kampagne der Hilfswerke Heks und Fastenaktion. Für schlechtergestellte Menschen in der Region von Natagaima bringe das 2020 gestartete Projekt «Erneuerbare Energiesysteme» viel, ist Salzmann überzeugt.

Bisher sei die Stromversorgung unzuverlässig gewesen – nun wird der Strom mittels Fotovoltaik erzeugt. Letztlich kann damit die lokale Wirtschaft gestärkt werden, was auch neue Arbeitsplätze bringt. Die Menschen vor Ort wurden von Anfang an einbezogen. Sie sind über die Funktionsweise der Anlagen im Bild und werden für den selbstständigen Unterhalt ausgebildet. Auch brächten sie ihre Bedürfnisse ein, diese seien massgebend, erklärt Stefan Salzmann.

Die Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden gestaltet sich nicht immer einfach. Damit beauftragt wurden bewusst lokale Projektpartner. «Wenn es gelingt, politische Ver-

änderungen zu erreichen, entfalten unsere Projekte auch eine Breitenwirkung», sagt Salzmann.

Wichtig für die Hilfswerke

Diese sogenannte Energieinklusion leistet direkt einen Beitrag an mehrere Ziele für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen. Eines

«Noch immer wird zu viel in Projekte investiert, die Zerstörung und Unterdrückung in Kauf nehmen.»

Stefan Salzmann
Fastenaktion

ist zum Beispiel «Armutreduktion», ein weiteres «bezahlbare und saubere Energie». «Wir zeigen mit dem Projekt, dass Zugang zu Energie aus nachhaltigen Quellen möglich ist, ohne dass es sich negativ auf die lokalen Gemeinschaften auswirkt», führt Stefan Salzmann aus. Solche Projektbeispiele seien für Fastenaktion und Heks überaus wichtig: «Sie machen unsere politische Arbeit erfolgreicher.»

Zugleich räumt er ein: «Das sind nur kleine Schritte, die im Kampf gegen die Klimaerwärmung allein nicht reichen.» Zudem werden global noch viel mehr finanzielle Mittel eingesetzt für Projekte, die zwar erneuerbare Energie produzieren, aber Umweltzerstörung oder die Unterdrückung der lokalen Bevölkerung in Kauf nehmen. Und dennoch zeigen Beispiele wie jenes von Natagaima: Erneuerbare Energie und lokale Bedürfnisse lassen sich unter ein Dach bringen. Marius Schären



Nach dem Völkermord des IS an den Jesiden 2014 leben viele Überlebende heute in Camps.

Fotos: Klaus Petrus

Das Erlebte in eine Geschichte einbetten

Traumatherapie Tausende IS-Opfer leben in Flüchtlingslagern im Nordirak. Eine Gruppe von lokalen Therapeuten versucht, den Betroffenen mit einem neuen Ansatz zu helfen, der kulturelle Gegebenheiten einbezieht.

Manchmal ist es nur ein leises Geräusch. Etwa, wenn die Zeltplane im Wind auf und ab wiegt. Dann schleichen sich Bilder von Fahnen in ihren Kopf, von schwarzen, flatternden Fahnen, und dieses Flattern wird immer schneller, lauter, härter, als wären es Schläge auf den Rücken oder in ein Gesicht, jemand schreit, keucht, erst ein Mädchen, dann Männer, die sich auf sie setzen, einer nach dem anderen, und eigentlich ist es dunkel vor ihren Augen, und doch kann sie alles sehen, und bis dieses Flattern der Fahnen in ihrem Kopf endlich aufhört, geht es manchmal ein paar Minuten, manchmal die halbe Nacht.

Ihr gelang die Flucht

Ala N. (Name geändert), aufgewachsen in Sinjar unweit der irakischen Stadt Mosul, wurde im August 2014 von Männern des sogenannten Islamischen Staats verschleppt und vergewaltigt. Monate später gelang ihr die Flucht. Heute lebt die 15-Jährige

in einem Camp im Norden Iraks. Ihre Mutter hat sie nie wiedergesehen, den Vater traf sie in einem der Flüchtlingslager, per Zufall. Die Brüder? Ihre Freundinnen aus dem Dorf? Sie weiss es nicht.

Ala N. ist Jesidin, in den Augen der IS-Schergen eine Ungläubige und Teufelsanbeterin. Nachdem die Islamisten Mosul erobert hatten, zogen sie am 3. August 2014 nordwärts in die Region Sinjar, wo eine halbe Million Jesiden lebten. In der gleichnamigen Hauptstadt trieben die Terroristen die Menschen zusammen wie Schafe, verschleppten Frauen, massakrierten Männer und Buben, 10 000 an der Zahl. Anderen gelang die Flucht in die Berge. Dort wurden sie vom IS eingekesselt. Bis die Internationale Koalition intervenierte und die kurdische Miliz die Eingeschlossenen mithilfe von US-Einheiten befreite.

Zuflucht fanden sie in riesigen Flüchtlingslagern im Nordirak rund um die kurdische Stadt Duhok. Bis



«Das Flattern von Fahnen schleicht sich ein, als wären es Schläge.»

Ala N. (Name geändert)
Opfer des IS-Terrors

heute leben dort 300 000 Jesiden, unter ihnen auch zahlreiche Frauen und Mädchen.

Es herrschte Angst, verstossen zu werden. Doch der inzwischen verstorbene Baba Sheikh Khurto Hajji Ismail, das geistliche Oberhaupt der Jesiden, liess verkünden, die vom IS geschändeten und zwangsverheirateten Mädchen und Frauen hätten von ihren Familien nichts zu befürchten. Ein ungewöhnliches Verdikt, hatte man doch Frauen, die von nicht jesidischen Männern berührt wurden, bis anhin verstossen. Stattdessen ordnete Baba Sheikh für die Opfer des Islamischen Staats im Tempeltal Lalish – dies ist das religiöse Zentrum der Jesiden – eine Taufzeremonie an, durch die sie erneut in ihrer Gemeinschaft Aufnahme fanden.

Das Grauen ist beharrlich

Auch Ala N., während ihrer Gefangenschaft mit einem IS-Peinigender zwangsverheiratet, war in Lalish. Doch bedeutet die symbolische Rückkehr in die Gemeinschaft noch lange nicht die Heimkehr nach Hause oder doch an einen Ort, der sich nach einem Zuhause anfühlt. Zwar ist das Flüchtlingslager, wo Ala N. heute lebt, inzwischen gut ausgestattet. Aber ein Dach, fließendes Wasser und Essen sind oft nicht genug, um die Schrecken und Grauen aus dem Kopf zu vertreiben.

Gab es vor einigen Jahren noch kaum Psychotherapeuten vor Ort, ist das jetzt anders. Manche reden sogar von einer «Traumaindustrie», die sich in den Camps ausbreitet. Bewar Safar Ali ist einer dieser Psychotherapeuten. Zu einer «Industrie» würde er sich aber nicht zählen. Die Organisation Lotus Flower, für die er seit 2018 arbeitet, zählt bloss wenige Mitarbeitende. Finanzielle Unterstützung erhalten sie auch vom Schweizer Hilfswerk Khaima, einer Gründung des Pfarrers Andreas Goerlich.

Für Goerlich ist die Nähe der Therapeuten zu den betroffenen Menschen zentral. Er hält nichts davon, dass Organisationen aus dem Westen ihre Auffassungen von Traumarbeit in fremde Länder und Kriegsregionen hineinbringen. Tatsächlich stammen die Therapeuten von Lotus Flower aus der Region, die meisten sind selber Jesiden, reden also die Sprache der Menschen, mit denen sie therapeutisch arbeiten, kennen Kultur und Religion und wissen oftmals aus Erfahrung, was dies bedeutet: Krieg und Vertreibung.

Kritik schwingt mit

Dies ist Safar Ali wichtig, denn für seinen Ansatz ist es unentbehrlich. «Viele Traumata haben Ursachen, über die zu reden aufgrund sozialer oder kultureller Normen fast unmöglich ist. Vergewaltigungen etwa. Aus diesem Grund müssen wir den ganzen Menschen in den Blick nehmen: nicht allein seine Psyche, sondern auch sein soziales Umfeld.»

Obwohl Safar Ali nicht direkt darüber redet und auch keine Namen nennt, verbindet er damit auch eine Kritik an Hilfsorganisationen, die ihre westliche Auffassung von Traumarbeit unhinterfragt lassen: eine Auffassung, in der vor allem das Individuum im Zentrum steht und nicht die Gemeinschaft.

Ein Beispiel dafür, wie wichtig das Umfeld sein kann, ist Safar Alis Traumarbeit mit jesidischen Männern. Aufgrund ihres Rollenverständnisses ist unter Männern die Hemmschwelle, bei den therapeutischen Einzelgesprächen teilzunehmen, besonders hoch; einige schämen sich, andere wollen nicht als schwach gelten. Solange solche Vorbehalte bestünden, seien Einzelthe-



Linien des Lebens

Steine für die bösen Erinnerungen, Blumen für glückliche Momente: Traumpatienten bilden auf einem Seil ihre «Lebenslinien» nach und benennen wichtige Stationen mit Namen, um das Unfassbare fassbarer zu machen. Die Therapie wird besonders oft bei schwer traumatisierten Menschen in Kriegsgebieten angewendet.

rapien sinnlos, so Safar Ali. «Deswegen haben wir beschlossen, zuerst mit Malen und Spielen in Gruppen zu beginnen. So ist es für den Einzelnen einfacher.»

Dass am Ende alle, die ein schweres Trauma mit sich tragen, allein bleiben, weiss auch Safar Ali. «Der Kern des Traumas besteht in der Schwierigkeit, das Erlebte für sich selbst fassbar zu machen, es neu zu sortieren», sagt der 35-Jährige. Das Leben vor dem Trauma sei plötzlich nicht mehr da, und die Gegenwart sei sinnlos. Darin sieht Safar Ali seine wichtigste Aufgabe, wenn er mit Einzeltherapien beginnt: das Erlebte in eine Geschichte einbetten, die wieder Sinn ergibt.

Steine und Blumen

Ein Weg dorthin sind die «Lebenslinien», ein therapeutisches Verfahren, das in Krisengebieten häufig eingesetzt wird. Die traumatisierte Person legt ein Seil auf dem Boden aus, es steht für ihre Lebenslinie. Für schlimme Ereignisse nimmt sie einen Stein und legt ihn auf das Seil, für schöne Erlebnisse platziert sie eine Blume. Mit Zetteln werden die markierten Ereignisse schliesslich benannt und in eine zeitliche Reihenfolge gebracht.

Nicht nur das Grauen an sich sei erschütternd, sagt Safar Ali. Sondern die Tatsache, dass es das Leben unterbreche, dieses in ein Vorher und ein Nachher teile. Zuweilen könne eine Seil-Lebenslinie wieder verbinden, was gewaltsam getrennt worden sei – und «dem Leben eine neue Gestalt geben». Klaus Petrus

Hilfswerk: www.khaima.ch



«Viele Männer schämen sich und wollen nicht als schwach gelten.»

Bewar Safar Ali
Psychotherapeut und Sozialarbeiter

DOSSIER: Heimweg

Editorial

Einlaufen in den vertrauten Hafen

«Zeig mir den Weg nach Hause, ich bin müde und will zu Bett.» So beginnt der englische Text des alten Songs «Show me the way to go home». Weiter: «Ich habe vor einer Stunde etwas getrunken, das ist mir zu Kopf gestiegen.» Ein Betrunkener auf dem Nachhauseweg also. Auf dem Weg heim ins Bett, wo er, fern vom Lärm und dem Qualm des Wirtshauses, ungestört seinen Rausch ausschlafen kann. Offenbar gestaltet sich dieser Heimweg – den der Protagonist ohne Hilfe nicht mehr findet – zur Odyssee, an deren Ende hoffent-

lich das Einlaufen in den sicheren Hafen steht. Für viele Menschen bedeutet der Heimweg ebendies: die Route in den sicheren Hafen, wo die kleinen und grösseren Stürme des Alltags für eine Weile ihre Bedeutung verlieren. Für andere steht der Weg nach Hause jedoch für das Gegenteil: In den eigenen vier Wänden warten Konflikte und Ärger. Der Heimweg wird zum Gang in die Problemzone. Heimwege sind aber nicht nur emotionale, sondern auch – und vor allem – räumliche Strecken, die

es zurückzulegen, zu bewältigen gilt, wahlweise zu Fuss, auf dem Velo, im Auto, mit dem Bus. Manche sind sportliche oder nervliche Herausforderungen, andere gestalten sich, bei der Zeitungslektüre im Eisenbahnsessel, als Auftakt zu einem gemütlichen Leseabend zu Hause. Alle Heimwege verbindet eine Gemeinsamkeit: Sie sind anders als der jeweilige Hinweg. Der Hügel, der Baum, die Häuserzeile, alles zeigt sich auf dem Heimweg von der anderen Seite, die Landschaft wirkt verändert, bekommt einen

neuen Horizont, einen neuen Himmel, neue Perspektiven. Heimwege sind die Umkehrung von Aufbrüchen. So auch der Lebensweg: Irgendwann macht er eine Kurve, dann führt er langsam zurück nach Hause, von wo wir alle kommen und wohin wir alle gehen, begleitet von Erinnerungen. Der Mann im Song ruft nach jemandem, der ihm den Weg zeigt. Vermutlich tarnt er so aber nur sein Bedürfnis nach einem beschwipsten Schwatz – denn unseren Weg nach Hause, den vergessen wir niemals. Hans Herrmann



Markus Widmer besucht die dritte Klasse im Schulhaus Büel im glarnerischen Niederurnen. Sein Heimweg führt zuerst den Dorfbach entlang.

Fotos: Mayk Wendt

Das tägliche Abenteuer auf Schusters Rappen

Am liebsten macht er sich mit seinem Bruder Felix auf den Heimweg. Und wenn Markus Widmer allein unterwegs ist, vergisst er oft die Zeit. Denn der Weg steckt voller Überraschungen.

Die Kirchenglocken läuten. Kinder rennen an Markus Widmer vorbei zu ihren wartenden Müttern. Markus geht entlang des Dorfbachs in Richtung Bleiche, wo er sich von seinem Freund verabschiedet, der sein Zuhause nun bereits erreicht hat. Er verlässt die Strasse und folgt weiter dem Bach, direkt in den noch kahlen Wald. «Das ist spannender», sagt er, «und eine Abkürzung.»

Wenn Markus Widmer der Hunger plagt, schafft er seinen Heimweg in einer halben Stunde. Meist ist er aber eine Stunde nach Schulschluss um halb zwölf noch unterwegs. Einmal, beginnt er über den Waldboden stapfend zu erzählen, habe er beobachten können, wie ein Helikopter

Gerätschaften und Seilbahnteile der Niederurnen-Morgenholz-Seilbahn transportiert habe. Der Heli habe bei der Revision der Luftseilbahn geholfen, sagt er und bleibt stehen. Mit seinen übergrossen Handschuhen klaubt er einen Zweig aus dem Gehölz. «Da hinten.» Er deutet mit seinem Zweig über den Bach und schiebt sich die Mütze aus dem Gesicht. «Siehst du das gelbe Haus? Das ist das Maschinenhaus. Wenn sie drinnen einschalten, kommt unten Wasser raus.»

Markus kniet jetzt gefährlich nahe am hohen Bachufer. «Da unten gibt es eine Entenschule.» Für Markus sind die Entlein die Schüler, die Entenmutter ist die Lehrerin. Dann

marschiert er weiter, hoch über den terrassierten Waldweg, vorbei an einer in den Boden gesteckten Hinweistafel mit der Aufschrift «Bitte lass mich stehen, so kann sich beim Vorübergehen mancher an mir erfreuen». Markus glaubt, dass da einmal ein Rosenstock stand.

Pause über dem Dorf

Der Bach liegt hinter ihm, jetzt ist es still im Wald. Am Himmel kreist ein Rotmilan. Manchmal findet Markus eine Feder. Das letzte Drittel des Weges geht er nun die Strasse entlang. «Hoi!», ruft er talwärts einem älteren Ehepaar zu. Es winkt zurück. Am Strassenrand, in der letzten Kurve des Heimwegs, stehen zwei Sitz-

bänke. Hier setzt sich Markus zuweilen hin und lässt den Blick über das Dorf gleiten. Mit seinem Hund Rambo ist er auch schon hierher-spaziert. «Mein Lieblingsplatz. Hier hast du die beste Aussicht.»

Er zeigt auf das Altersheim, die Autobahn, den Dorfladen, die Kirche und den Walensee, der durch den Dunst schwach zu erkennen ist. Links liegt das Schlössli. Früher nahm er oft die Abkürzung über die Schlössliwiese. «Das geht schneller als durch den Wald.» Aber seit der Wolf dort gesichtet wurde, hat es ihm die Mutter verboten.

Es ist halb eins, als Markus die Treppe vor seinem Haus hochsteigt. Seine Mittagspause ist kurz. In ei-

ner halben Stunde muss er wieder auf den Weg. «Runter gehts schneller», sagt er und zieht die Stiefel aus. Wenn er Glück hat, nimmt ihn auf dem Heimweg am Abend jemand im Auto mit. Wenn nicht, warten neue Abenteuer auf ihn. Rita Gianelli



Markus Widmer, 10

Er wohnt auf einem Bauernhof bei Niederurnen GL. Die Sommerferien verbringt er meist auf der Alp.

Auf allen Heimwegen mit Gott unterwegs

Er ist sowohl im deutschen Nürnberg als auch im bündnerischen Castiel zu Hause: Der Theologe Jörg Lanckau pendelt zwischen zwei unterschiedlichen Welten.

Jörg Lanckau schlendert zu seinem Audi-Cabrio, das vor den Büros der Bündner Landeskirche in Chur steht. Dazu zieht er an seiner elektrischen Zigarette. Es ist 16 Uhr. Der Theologiekurs, den er leitet, war bis zum letzten Platz voll. Lanckau öffnet die Wagentür und steigt ein.

Der Himmel ist blau. Die Sonne hat braune Flecken in die Schneedecke gefressen, die noch bis vor Kurzem die umliegenden Berge bedeckte. Das warme Licht macht Hoffnung auf Frühling. Auch wegen dieser Nähe zur Natur nennt Lanckau das Bündnerland seine Heimat. Er deutet zum Calanda: «In meiner Zeit als Pfarrer in Untervaz bin ich jedes Jahr mit meinen Konfirman-

den hochgestiegen.» Das war von 2002 bis 2012. Seit 2013 ist er Studiengangsleiter an der Evangelischen Hochschule in Nürnberg. Da sein schulpflichtiger Sohn wieder bei ihm lebt, verbringt Lanckau mehr Zeit in Deutschland als im bündnerischen Castiel, wo er seit fünf Jahren wohnt.

Zeit zum Nachdenken

Der Professor der Theologie, der in der Schweiz als reformierter Pfarrer ordiniert wurde und nun auch in Nürnberg in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern arbeitet, wirkt aber nicht gestresst. Er deutet auf sein Cabrio, mit dem er den Heimweg meistens zurücklegt:

«Damit bin ich schon 320 000 Kilometer gefahren.» In den vier Stunden Autofahrt von Graubünden nach Nürnberg hört er oft Hörbücher des Philosophen und Publizisten Richard David Precht. Oder die Verkehrsmeldungen am Radio.

Er hat nie das Gefühl, auf dem Weg Zeit zu verlieren. Manchmal denkt er dabei über Probleme nach oder bereitet Unterrichtseinheiten vor. Und ist, trotz des Achtgebens auf den Verkehr, «einfach da». Nun steuert er seinen Wagen durch die Churer Altstadt, an der Regulakirche vorbei, auf die Arosa-Strasse.

Jörg Lanckau ist eingebürgerter Schweizer. In Nürnberg verstehe er sich eher als Auslandschweizer denn

als Deutscher, sagt er. Das Pendeln zwischen den Ländern habe den Vorteil, aus Distanz über das andere Land nachdenken zu können. Ein letzter Blick über die Stadt Chur; der Weg wird schmaler, rechterhand fällt die Felswand steil ab.

Ist das Leben ein Heimkommen zu Gott? «Im Sinne des Gastseins auf Erden sicher.» Lanckau verortet Gott aber nicht einzig im Jenseits. «Gott geht immer mit, ist an keinen Ort gebunden», erklärt er. Diese Erfahrung hätten bereits die Israeliten im babylonischen Exil gemacht. So bedeuten für ihn selbst denn auch die Menschen und weniger ein bestimmter Ort Heimat. «Ich erkenne mich in den Augen von anderen»,

zitiert er den Religionsphilosophen Martin Buber.

Die Berge liegen im letzten Sonnenlicht. Jedes Mal, wenn Lanckau in Castiel ankommt, genießt er den Blick auf das Arosener Weisshorn von Neuem. **Bettina Guggler**



Jörg Lanckau, 52

Er studierte evangelische Theologie in Halle/Saale, Basel und Leipzig und ist Professor für Biblische Theologie.



Der Weg durch den Wald ist zwar schneller, aber an der Strasse hält manchmal ein «Taxi» an: Markus' Vater oder der Nachbar vom Obere Gföll.



Den letzten Teil des Heimweges geht Markus Widmer hoch über dem Dorf. Rund 600 Höhenmeter legt der Primarschüler fast täglich zurück.

Volle Tage, volles Auto und die Ruhe nach dem Sturm

Den Weg von Bern nach Burgdorf legt Nicole D. Käser mit dem Auto zurück. Auf der Fahrt lässt die Theaterfrau ihre Gedanken schweifen. Sie schätzt die Zeit, die sie ganz für sich allein hat.

Der Motor des Smart ist laut. Nicole D. Käser mag das Rumpeln und Schütteln ihres Kleinwagens. In diesem Auto sei man noch nah an der Strasse: «Ich bin bei jeder Bodenwelle sozusagen live dabei», ruft sie über das Dröhnen hinweg und gibt ordentlich Gas. Zu schnelles Fahren sei bei diesem Geräuschpegel gar nicht möglich. «Bei 50 km/h röhrt der Motor wie bei 80. Und mehr als 120 fahre ich nie.»

Nicole D. Käser lebt in Burgdorf und arbeitet in Bern. Die Schauspielerin und Kabarettistin gehört zum Leitungsteam des Theaters Matte, des Kleintheaters im Berner Mattequartier. Sie liebt ihre Arbeit, ihre Kollegen, die Darstellerinnen, das

Publikum, die stressigen Zeiten vor Premieren und die Abschiedsrunden nach der Dornier.

Warum sie mit dem Auto unterwegs ist? «Ich habe nun mal keinen normalen Job. Es gibt mir Sicherheit, zu jeder Tages- und Nachtzeit ins Auto steigen zu können.»

Endlich Ruhe

Auf der Fahrt kann sie ungestört ihren Gedanken nachhängen, den Tag Revue passieren lassen oder ihre Eltern anrufen. «Sie erzählen, wie es ihnen geht, und sagen mir, ob sie etwas brauchen.» Natürlich sei sie nicht stolz darauf, eine jener Autofahrerinnen zu sein, die eigentlich gute Zugverbindungen hätten, fährt

Käser fort. Doch für sie als Theater-schaffende sei der fahrbare Untersatz ein Stück Freiheit und Unabhängigkeit. «So voll, wie meine Tage sind, ist meistens auch mein Smart.» Kostüme, Requisiten, Computer, alles stopft sie hinein. «Die Fahrten beruhigen mich, und ich genieße die Landschaften.» Der Anblick der Stadt oder der Berge im Abendlicht könne berauschen. «Nicht selten bin ich ergriffen von dieser Schönheit.»

14 Jahre lang lebte und arbeitete Nicole D. Käser in Wien, spielte Theater und tourte mit einem Kabarettprogramm durch die Lande. «Das war eine tolle Zeit», schwärmt sie. Aber wegen der Hausärztin und des Chiropraktikers in Burgdorf

fuhr sie immer wieder nach Burgdorf zurück. «Heimat ist ja bekanntlich da, wo man seinen Chiropraktiker hat», sagt sie lachend. Und nun sei sie definitiv wieder nach «Bonsai-Bern» zurückgekommen: Mit ihrem Mann wohnt sie in der Burgdorfer Oberstadt.

Wegfahren, heimfahren

An Burgdorf schätzt sie auch die Beizen, erklärt die Frau, die immer mehrere Sachen gleichzeitig zu machen – und vor allem auch zu denken – scheint. Sie brauche Menschen, mit denen sie unkompliziert tratschen und vor dem Restaurant gemütlich eine Zigarette rauchen könne. Auch das gehört für Nicole

D. Käser zum Heimweg: ankommen in der Stadt, in der sie gefühlt alle kennt. In der das Auto auf dem Parkplatz vor dem Haus darauf wartet, sie jederzeit hinaus in die Welt und dann wieder nach Hause zu bringen. **Katharina Kilchenmann**



Nicole D. Käser, 49

Die Burgdorferin ist Grafikerin, Schauspielerin, Kabarettistin und Mitleitende des Theaters Matte in Bern.

Zeit, um den Arbeitstag noch einmal zu überdenken

Liselotte Stricker Meuli legt ihren Heimweg durch die Stadt Bern mit dem Velo zurück, praktisch bei jedem Wetter. Auf dem Rad findet sie zu sich selbst – und oft Antworten auf ihre Fragen.

Ein warmwindiger und bewölkter Nachmittag im frühen Februar. Auf der rege befahrenen Strasse am Viktoriaplatz in Bern nähert sich eine Frau auf dem Fahrrad. Warme Kleidung, Rucksack, Helm, robustes Velo: Liselotte Stricker Meuli ist eine routinierte Radfahrerin. «Ich bin in der Stadt praktisch immer mit dem Velo unterwegs», sagt sie.

Jetzt ist sie auf dem Heimweg. Ihr Arbeitsplatz, das Berufsberatungs- und Informationszentrum (BIZ), befindet sich in der hinteren Länggasse. Bis sie zu Hause in der Baumgartensiedlung ist, dauert es im Schnitt 20 Minuten. Schneller ginge es direkt via Lorrainebrücke, aber sie zieht den Umweg über die

Kornhausbrücke vor: Dieser sei viel schöner mit dem herrlichen Blick auf die Altstadt und die Alpen, dazu auch merklich velfreundlicher und daher stressfreier.

Liselotte Stricker Meuli legt ihren Heimweg jeweils sehr bewusst zurück. Sie orientiert sich dabei an einem Bekannten aus den USA, der einmal den Begriff «transition time» eingebracht habe, sprich: Zeit des Übergangs. «Für mich bedeutet der Weg nach Hause tatsächlich eine Art Übergangsritual; ich bin nicht mehr, wo ich gewesen bin – und noch nicht dort, wo ich hinwill», erklärt sie. «Je sorgfältiger ich abnehme, den Arbeitstag hinter mir lasse, bewusst verabschiede, was gewe-

sen ist, was mich bewegt, beschäftigt oder sogar belastet hat, desto freier komme ich am Ziel an.»

Nah bei den Menschen

Das Velo erlebt sie als ideales Fortbewegungsmittel, um sich auf dem Heimweg von den teilweise schwierigen Situationen zu lösen, mit denen sie sich bei der Arbeit auseinandersetzt. «Mein Beruf ist sehr nahe bei den Menschen, ihren Veränderungswünschen, aber auch Enttäuschungen und Tiefschlägen», sagt sie. «Radelnd komme ich in Fluss, frage mich, was gut gelungen ist und was anders hätte laufen müssen – und auch, womit ich mir nun Gutes tun könnte.»

Ob besagter Vorgang des «Abnabelns» auch in einem öffentlichen Verkehrsmittel funktionieren würde? «Sicher nicht so, wie es unter freiem Himmel auf dem Fahrrad gelingt», antwortet sie. Auf dem Velo sei sie für sich allein, könne das Tempo selber bestimmen und je nach Wunsch und Bedürfnis auch noch eine kleine Zusatzschleife oder einen Stopp einlegen. Wind und Wetter können ihr nichts anhaben: «Bei starkem Wind muss ich mich durchbeissen, noch etwas härter in die Pedale treten, dabei komme ich sogar noch schneller zu mir selbst zurück», erklärt sie.

Nun lichten sich die Häuserzeilen, rechterhand kommt ein Park in

Sicht: der Rosengarten. Hier lässt Liselotte Stricker Meuli den Tag manchmal besonders gemütlich ausklingen, an milden Abenden mit ihrem Mann: bei einem Apéro auf der öffentlichen Terrasse mit Blick über die Altstadt. **Hans Herrmann**



Liselotte Stricker Meuli, 63

Die Berufs- und Laufbahnberaterin lebt in Bern. Sie ist verheiratet und Mutter einer erwachsenen Tochter.

Ein Spaziergang durch das eigene Leben

Liseli Greber geht am Rollator. Wenn sie nach dem Einkaufen nach Hause spaziert, trifft sie Dorfbewohner und erinnert sich an ihre Kindheit oder verstorbene Verwandte.

Liseli Grebers 15-minütiger Heimweg vom Einkaufen fühlt sich an wie ein Spaziergang durch ihr Leben. Zu jedem Gebäude in Wimmis weiss sie eine Geschichte zu erzählen. Denn die 87-Jährige kennt das Dorf seit ihrer Kindheit.

Die zweifache Grossmutter ist seit elf Jahren auf den Rollator angewiesen. Zweimal wöchentlich geht sie mit ihrem Sohn einkaufen, sofern die Strasse nicht vereist ist. Auf dem rund 500 Meter langen Heimweg vom Coop ist gleich der erste Abschnitt der gefährlichste: Liseli Greber muss mit dem Rollator die leicht geneigte Hauptstrasse überqueren. Auf der anderen Strassen-seite befindet sich eine Bäckerei.

Hier geht sie gern einen Kaffee trinken, wenn sie jemanden auf dem Heimweg antrifft, der Zeit für einen kurzen Schwatz hat.

Blick aufs Elternhaus

Während Greber gekonnt Schlaglöchern und Pollern ausweicht, hat sie einen Blick für die kleinen Dinge. Hier ein Käfer. Dort die schönen Blumen beim Haus neben der Bank. «Viel hat sich im Dorf verändert», sagt Greber und bleibt stehen. «Junge Menschen ziehen in die Häuser von verstorbenen Bewohnerinnen. Sie haben keine Zeit mehr für Blumen, die das Haus schmücken.» Die Veränderungen im Dorf sieht Greber auch an der starken Bautätigkeit. Gegenüber der neuen Bank steht ein Baukran, daneben ein halb fertiges Haus mit Gerüst. Ein Plastikbanner wirbt für freie Eigentumswohnungen. «Im Dorf gibt es so viele Neubauten, dass selbst ich als Einheimische Wimmis kaum noch erkenne», sagt Greber.

In einer leichten Rechtskurve befindet sich auf der anderen Strassen-seite das Restaurant Kreuz und gleich dahinter ein Haus mit grünen Fensterläden. In diesem Haus ist Liseli Greber aufgewachsen. Greber erinnert sie sich an diese Zeiten, auch wenn sie viel mit anpacken musste. Ihr Vater arbeitete in der eidgenössischen Pulverfabrik im Dorf. Zudem hatte die Familie einen

kleinen Bauernhof. «Wenn wir unsere Stangenbohnen von 111 Stauden rüsteten, half uns jeweils die ganze Nachbarschaft.» Nun schaut Greber auf die andere Strassen-seite und sagt unvermittelt: «Das Coronavirus hat uns Menschen irgendwie voneinander entfremdet.»

Freut sich aufs Ausruhen

Auf der Hauptstrasse kreuzt die Seniorin Passantinnen und Passanten. Man grüsst sich. Dann biegt Liseli Greber rechts ins Quartier ein. Der Fussgängerweg windet sich um neuere und ältere Wohnhäuser mit ihren Gärten. Auf einer Matte stehen Apfelbäume. Dahinter erhebt sich majestätisch die Pyramide des

Niesens. Auf dem Heimweg freut sich Greber darauf, in ihrer Wohnung auszuruhen. Wenn sie diese betritt, folgt sie als Erstes einer kleinen Gewohnheit: Sie steckt von innen den Schlüssel ins Schloss der Wohnungstür. **Nicola Mohler**



Liseli Greber, 87

Die zweifache Grossmutter wuchs in Wimmis auf. Elf Mal ist sie umgezogen. Heute lebt sie wieder in Wimmis.

«Der Heimweg hat etwas Anarchistisches»

Der Theologe und Erziehungswissenschaftler Fulbert Steffensky kennt verschiedene Aspekte des Heimwegs. Als Kind zog er ihn in die Länge. Jener aus dem Exil war enttäuschend, und mit dem Heimweg zu Gott möchte er sich noch etwas Zeit lassen.

Was kommt Ihnen beim Begriff «Heimweg» in den Sinn?

Fulbert Steffensky: «Heimweg» weckt ein warmes Gefühl. Heim, Heimat: ein Ort, wo man sich nicht beweisen muss. Wo man mit Freunden, der Familie zusammen ist. Der Heimweg ist der schönste Weg.

Trägt dieser besondere Weg auch die Sehnsucht in sich?

Ja, denn man ist noch nicht zu Hause, man hat noch einen Weg vor

ten, die man wirklich erreicht, haben viel von ihrem Glanz verloren.

Und wie haben Sie als Kind Ihren Schulweg erlebt?

Den zog ich in die Länge, um die Arbeit aufzuschieben. Damals war es ja selbstverständlich, dass Kinder mit anpacken mussten, Feuerholz spalteten oder die Ziegen auf die Wiese brachten. Gleichzeitig war der Heimweg aus der Schule immer auch ein Weg des Ausprobierens,

zu chauffieren. Das ist richtig so! Kinder werden hierzulande oft fürsorglich entmündigt.

Wie meinen Sie das?

Kinder verwahrlosen, wenn man sich nicht um sie kümmert. Aber wenn wir einem Kind alles abnehmen, die Fremde nicht gönnen, lernt es die Welt nicht kennen, auch ihre Härte nicht. Dieser Überversorgung von Kindern, auch in materieller Hinsicht, steht die krasse Unterver-

da, wo es hingehört. Die Erzählungen der Bibel handeln fast alle von Herkunft und Zukunft – wo komme ich her und wo gehe ich hin?

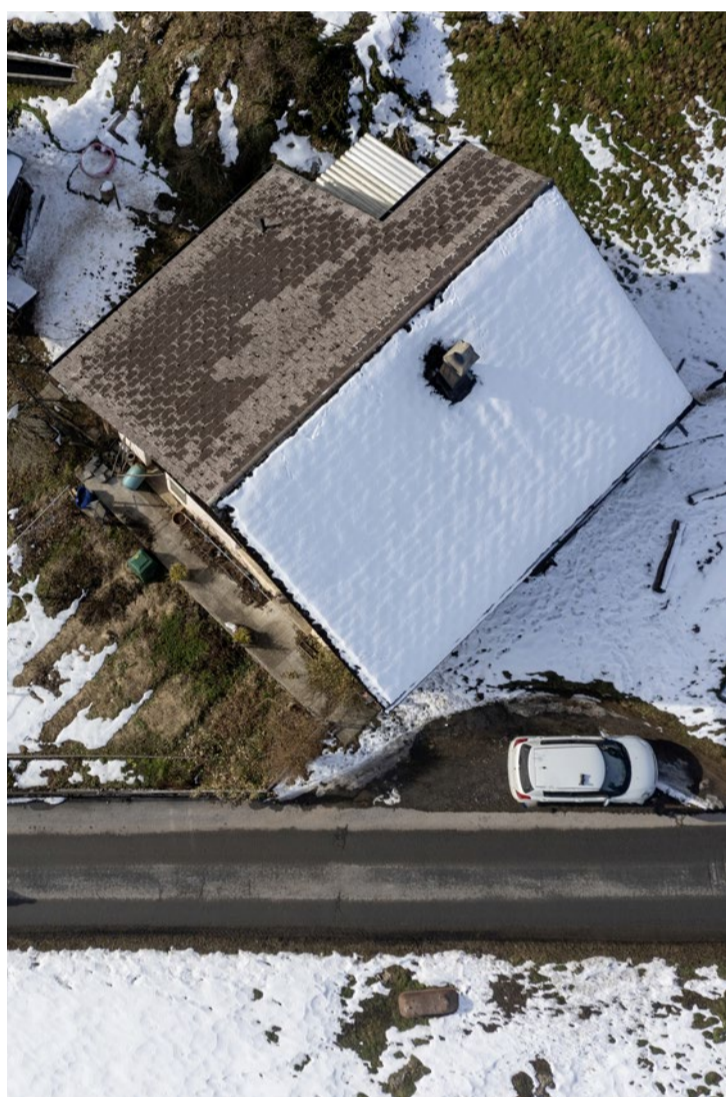
Als Heimweg wird auch das Sterben bezeichnet. Können Sie mit dieser Vorstellung etwas anfangen?

Die religiöse Tradition hat ja nicht so sehr das Individuum im Blick. Es stehen weniger die einzelne Seele und ihr späteres Schicksal im Zentrum. Es geht um das Volk, um das

Aber was bleibt einem anderes übrig, man muss ihn adoptieren!

Sie denken nicht allzu oft über das Sterben nach?

Ich weiss nicht, wann es so weit sein wird. Dass ich nicht der Meister meines Sterbens bin, darüber bin ich froh. Das gibt mir Freiheit und eine gewisse Heiterkeit, in der ich vielleicht sogar den Tod auslachen kann. Es muss mir nichts ganz gelingen, nicht einmal mein Sterben.



Felix wartet bereits auf seinen Bruder im Unteren Gfell. Es liegt 150 Meter über Niederurnen. Zum Bauernhof gehören Ziegen, Kühe, Katzen und der Hund Rambo.



Fotos: Mayk Wendt

sich. Der Heimweg ist ein sehnsüchtiger Weg. Heinrich Böll spricht vom Menschen, der «in seiner Sehnsucht ein Gottesbeweis ist». Alle wüssten wir, sagt der Schriftsteller, dass wir hier auf Erden nicht ganz zu Hause sind, «dass wir also noch woanders hingehören und von woanders herkommen». Heimweg hat für mich mit Heimweh zu tun.

Gibt es besondere Heimwege, an die Sie sich erinnern?

Ich habe eine starke Erinnerung an einen Heimweg in meiner frühesten Kindheit. 1939 wurde unser Dorf im Saarland kurz vor dem Einmarsch der Deutschen in Frankreich evakuiert. Als Katholiken lebten wir plötzlich in Ostdeutschland unter fremden Reformierten mit einer anderen Sprache, anderen Gewohnheiten. Nach einem Jahr konnten wir zurück. Für den Heimweg stand ein Zug bereit, darauf ein weisses Laken mit der Aufschrift «Nix wie hem». Die wundervolle Heimat jedoch, die wir uns in der Fremde ausgemalt hatten, gab es nicht. Es war hier alles wie zuvor, nicht aufregend. Heima-

des Experiments. Hier habe ich die erste Zigarette geraucht, wir haben uns geprügelt, das erste Mädchen geküsst. Dieser Heimweg hatte etwas Anarchistisches. Man war frei, es gab keine Kontrolle, weder von der Schule noch vom Elternhaus.

Heute werden Kinder oft von den Eltern in der Schule abgeholt.

Davon halte ich nichts. In Deutschland gibt es inzwischen Schulen, die verbieten, die Kinder mit dem Auto



Fulbert Steffensky, 89

Er hat katholische und evangelische Theologie studiert. 1969 konvertierte Fulbert Steffensky zum Luthertum und heiratete die evangelische Theologin Dorothee Sölle (1929–2003). Mit seiner heutigen Frau, der römisch-katholischen Theologin Li Hangartner, lebt der vielfache Buchautor in Luzern.

sorgung anderswo auf der Welt gegenüber: Kindern fehlt es an Essen und Trinken, an Freiheit und Lebenssicherheit. Auch in unseren Breiten haben nicht alle Kinder das Notwendigste. Für die mütterlichen Menschen sind alle Kinder wie die eigenen. Fremde Kinder gibt es für sie nicht.

Von Heimwegen wird auch in der Bibel berichtet. Welche Geschichte kommt Ihnen in diesem Zusammenhang spontan in den Sinn?

Jakob etwa, der nach Jahren in der Fremde nach Hause zurückkehrt. Sein Heimweg führt in eine ungewisse Heimat. Erwartet ihn die Rache seines Bruders Esau, den er betrogen hat und vor dessen Zorn er geflohen ist? Aber es kommt anders; die beiden Brüder fallen sich in die Arme. Eine schöne Geschichte über Versöhnung.

Erzählt auch die Exodusgeschichte eine Art Heimweg?

Der Weg der Israeliten aus Ägypten ins Heilige Land ist eher ein Hinweg. Denn das Volk ist noch nicht

«Meinen Schulweg zog ich jeweils in die Länge, um die Arbeit zu Hause aufzuschieben.»

Reich Gottes, wo das Recht Gottes herrscht und Unrecht ein Ende hat; um das Land, in dem der Löwe und das Lamm friedlich nebeneinander weiden. Es geht um die Stadt, in der niemand mehr weinen muss und in der alle ihr Lachen gefunden haben. Ja, der Weg dahin ist ein Heimweg.

Und wie stellen Sie sich Ihren persönlichen Heimweg zu Gott vor?

Ich möchte mir noch etwas Zeit nehmen mit meinem Heimweg, ich lebe gern. Der Tod ist ein grimmiger Geselle, eine der Unverschämtheiten, die dem Leben angetan werden.

Was kommt nach dem Tod?

Was Gott nach dem Tod mit mir vorhat, ist mir eigentlich wurst. Aber die biblische Vorstellung der Stadt, wo es kein Unrecht mehr gibt, lässt mich nicht los. Täglich lese ich in den Zeitungen von Kindern, die im Meer ertrinken, Frauen, die vergewaltigt, Männern, die gequält werden. All diese Menschen, denen die Zukunft genommen wird und denen alle Himmel verschlossen zu sein scheinen. Niemand wird mich jemals davon abhalten zu glauben, dass die Armen seligepriesen und die Tyrannen dereinst vom Thron gestürzt werden.

Glauben allem zum Trotz?

Ja, zum Trotz gegen die Argumente, die die Hoffnungslosigkeit aufzuweisen hat. Wir werden nach Hause kommen. Wir werden das Land finden, in dem alle ihre Freiheit haben. Man kann diese Hoffnung nur in Bildern, in Liedern und in Gedichten sagen und singen. Die Sprache der Hoffnung ist die Poesie, nicht die Dogmatik.

Interview: Christa Amstutz, Nicola Mohler

Ein Schweizer in grossen Fussstapfen

Porträt Der Solothurner Andreas Reize ist «der Neue» in Leipzig. Dort leitet er den Thomanerchor, einen der berühmtesten Knabenchöre der Welt. In dieser Funktion ist er ein Amtsnachfolger von Johann Sebastian Bach.

Leipzig im Februar, Nieselregen. Grau in grau präsentiert sich die Musikstadt, die bekannt ist für das Gewandhausorchester, die Oper und den Thomanerchor mit seiner 800-jährigen Geschichte und dem allerberühmtesten seiner Kantoren, dem grossen Komponisten Johann Sebastian Bach.

In den schwach beleuchteten Gängen des Internats, in dem die Thomaner leben, ist es still. Eben noch waren die Jungs im Alter von neun bis 18 Jahren beim Mittagessen, lachten und redeten über Fussball. Nun singen sie, wie jeden Nachmittag, im grossen Saal. «Oh Haupt voll Blut und Wunden» wird geprobt,

«Ich bin ein Unruheherd und liebe den Austausch mit Menschen.»

Andreas Reize
Dirigent, Thomaskantor

der Choral aus Bachs Matthäuspasion. Im Bass und Tenor sitzen aufgeschossene junge Männer lässig auf den Stühlen. Die Buben im Alt und im Sopran verschwinden beinahe hinter den riesigen Notenheften. «Bitte aufstehen!», ruft Andreas Reize in den Saal. Der Dirigent fordert Konzentration.

Für ihn ein Traumjob

Auch Reize ist höchst präsent, sein Körper wie der einer sprungbereiten Katze. Er nimmt alles auf: die Stimmen, die Klänge, auch das Ruckeln eines Stuhls. Er denkt schnell, spricht schnell, hat das Werk und jeden einzelnen Sänger im Blick. Für den 46-Jährigen ist es der Traumjob



Der Dirigent im schönsten Amt, das er sich vorstellen kann. Foto: fotomina.ch

schlechthin: «Den Thomanerchor leiten zu dürfen, ist einmalig. In dieser Intensität und Professionalität gibt es das in der Schweiz nicht.»

Tatsächlich ist es alles andere als selbstverständlich, dass der Schweizer, noch dazu ein Katholik, an die Stelle des Thomaskantors gewählt wurde. Denn selbst wenn Andreas Reize einer der versiertesten Musiker, Chor- und Orchesterleiter der Schweiz ist, wurden bis anhin ausschliesslich deutsche Protestanten

ins lutherische Leipzig geholt. Diese konfessionelle Offenheit habe ihn überzeugt, betont Reize. Trotzdem habe er die Gelegenheit genutzt, um zu konvertieren. «Seit Juli bin ich Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirchgemeinde von St. Thomas in Leipzig und zudem Mitglied im Kirchenvorstand.»

Lehrer und Vaterfigur

Seit letztem Herbst ist Andreas Reize nun also einer der Dirigenten des

Leipziger Gewandhausorchesters und Chef des Knabenchors. Und das buchstäblich mit Leib und Seele. Die jungen Sänger hier seien nicht anders als die Solothurner Singknaben, die er vorher dirigiert habe, berichtet er. Nur seien hier die Arbeit und das Zusammenleben noch intensiver. «Wir essen zusammen, spielen Fussball und unterhalten uns in den Pausen über die neusten Videogames.» Für die Knaben ist er Lehrer und Vaterfigur zugleich. «Ich bin interessiert an den Jungs, lasse mich gern auf sie ein, weiss aber auch, dass höchste Professionalität im Umgang mit Nähe und Distanz gefordert ist.»

Sport ist nah an der Musik

Andreas Reize ist nicht nur leidenschaftlicher Pädagoge und Musiker, er ist auch passionierter Sportler und Triathlet. Vom Sport könne man viel fürs Musizieren lernen, sagt er. «Singen auf diesem Level ist Hochleistungssport. Hierzu braucht es überdurchschnittlich viel Körperbewusstsein und Disziplin.»

Er selber trainiert jeden Morgen auf dem Laufband, braucht Bewegung wie die Luft zum Atmen. «Ich bin ein Unruheherd und liebe den Austausch mit Menschen. Daneben brauche ich den Sport, um Kraft zu tanken und mich auf mich selber zu konzentrieren.» Und er braucht seine Familie. «Meine Frau und die Kinder sind das Wichtigste in meinem Leben. Auch wenn sie vielleicht mal etwas zu kurz kommen.»

Aufgewachsen ist Reize in Solothurn. Sein Vater starb, als er noch klein war. Die Mutter war Religionspädagogin, auch sie ist schon lange tot. «In der Musik habe ich Heimat gefunden», sagt er. Die geistlichen Werke, besonders die von Johann Sebastian Bach, eröffneten ihm stets neue Welten. «Bachs Musik ist auch nach bald 300 Jahren noch topaktuell», sagt er mit Begeisterung. Die Schönheit, die Tiefe, die Musikalität. «Und im Klang eines Knabenchors ist das alles besonders deutlich hörbar.» Katharina Kilchenmann

Andreas Reize, 46

Andreas Reize studierte Kirchenmusik, Orgel, Klavier, Cembalo, Chor- und Orchesterleitung in Bern, Zürich, Luzern, Basel und Graz. Von 2007 bis 2021 dirigierte er die Singknaben der St. Ursenkathedrale Solothurn. Seit 2011 auch den Gabrielchor Bern und den Zürcher Bach-Chor. Seit September 2021 ist er der 18. Thomaskantor.

Kindermund



Was man so tut, wenn man gar nichts tut

Von Tim Krohn

Renata und ich haben Corona. Bigna auch. Bignas Mutter nicht, und damit sie es auch nicht bekommt und weiter zur Arbeit kann, bleibt Bigna bei uns. Allzu schlimm geht es uns nicht, schliesslich sind wir mehrfach geimpft. Bigna hat Fieber, wir husten, und alle haben Kopfweh. Das ist zu viel, um es einfach zu ignorieren, und zu wenig, um im Bett zu liegen. Also fläzen wir uns auf dem Sofa.

«Und jetzt machen wir einfach gar nichts?», fragt Bigna mit leisem Grauen in der Stimme. Normalerweise sitzt sie keine Sekunde still, sondern bastelt, schnipselt, malt, schreibt, untersucht ... Ich selbst bin nicht so viel anders. «Ja, wenn wir gesund werden wollen, tun wir am besten gar nichts.» «Aber dann tun wir ja schon was, wir werden gesund.» «Gesund werden wir von allein, das zählt nicht. Thymiantee trinken sollten wir.» «Nur das? Den ganzen Tag?» «Ja, warum nicht?»

Zum Glück schneit es. Eine Weile sehen wir dem Schnee beim Fallen zu. Mich juckt es in den Fingern, die Schaufel zu nehmen und den Weg freizuschippen. Bigna sagt: «Endlich hätten wir genug Schnee für einen Schneemann.» Aber wir bleiben liegen. Der Elf-Uhr-Bus fährt vorbei, der Zwölf-Uhr-Bus. Renata kommt mit einer neuen Kanne Tee und setzt sich zu uns. «Hatten wir uns nicht immer gewünscht, mal gar nichts zu tun?», sagt sie lachend. «Furchtbar», sagt Bigna, «will nicht jemand was vorlesen?» «Zum Lesen habe ich zu viel Kopfweh», sage ich und: «Nein, da müssen wir jetzt durch.»

Und es geht immer besser. Ein-Uhr-Bus, Zwei-Uhr-Bus. Es schneit noch immer, und wir haben aufgehört zu warten, dass etwas anders wird. Irgendwann flüstert Bigna andächtig: «Ich glaube, ich habe etwas begriffen!» «Und was?» «Ich kann es nicht sagen, ich spüre es nur. Es hat etwas mit Ewigkeit zu tun. Und mit Weihnachten. Jedenfalls macht es mich ganz glücklich.» «Das ist das Fieber», sagt Renata spröde; dabei fühlen wir es alle. Das Kranksein ist wie ein Hauch von Wiedergeburt. Eine Reinigung. Oder wie Bigna noch sagt: «Ich komme mir vor wie eine frisch gehäutete Schlange.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Von Adam bis Zippora

Thomas

Ihm haftet eine herabmindernde Bezeichnung an, hartnäckig wie ein Rotwiefleck: Vom «ungläubigen Thomas» ist die Rede, wenn der Jünger dieses Namens erwähnt wird. Dabei verdient er diesen Namenszusatz nicht mehr und nicht weniger als die anderen elf Jünger, die mit Jesus unterwegs waren und alle ebenfalls ihre Momente der Skepsis und des Unglaubens kannten.

Das Johannesevangelium erzählt, wie Thomas zu seinem Ruf als Zweifler kam. Es war am Osterabend, als sich der vom Kreuzestod auferstandene Jesus seinen Jüngern zeigte. Thomas war nicht dabei. Als ihm die anderen von ihrer Begegnung erzählten, sagte

Thomas: «Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und nicht meinen Finger in das Mal der Nägel und meine Hand in seine Seite legen kann, werde ich nicht glauben» (Joh 20,25).

Acht Tage später bekam Thomas Gelegenheit, sich handfest von der leiblichen Auferstehung Jesu zu überzeugen. Darauf sagte Jesus zu ihm: «Du glaubst, weil du mich gesehen hast. Selig, die nicht mehr sehen und glauben!» (Joh 20,29) Damit habe Jesus, heisst es oft, den Glauben von Thomas relativiert. Diese Deutung greift zu kurz: Auch Thomas wurde zum Apostel und trug das Evangelium weiter, wohl sogar bis nach Indien.

Hans Herrmann

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert

Kommentar

Das grosse Wunder in der kleinen Welt

Achtsamkeit Immer wieder ist Frühling. Aber die Kunst besteht darin, ihn nicht zu verpassen.

Dies sind die grossen Themen, die die Welt bewegen: die Pandemie, der Ukraine-Konflikt, die Wirtschaftslage, China. Die Welt, in der wir leben, ist jedoch nicht nur gross, sie ist auch klein. Und das

Leben, das wir im Alltag führen, findet zumeist im Kleinen statt, vor der Haustür, im Quartier, im Dorf, in der Stadt. Dieses Leben im Kleinen wird wesentlich mitgeprägt von den Jahres-

zeiten und den Veränderungen, die sie mit sich bringen. Für mich persönlich ist der Übergang von der dunklen in die helle Jahreszeit der markanteste Wechsel, den das Jahr zu bieten hat. Dieses sanfte und zugleich kraftvolle Werden ist stets von Neuem ein Ereignis, ein regelrechtes Abenteuer.

Die Verse des Dichters Damit es für uns wirklich zum Abenteuer wird, braucht es aber die Bereitschaft, sich auf das einzulassen, was die Natur im Vorfrühling an Belebendem inszeniert. Das gelbe Leuchten der ersten Winterlinge. Die ersten Bienen, die

sich auf den offenen Kelchen niederlassen. Eine krabbelnde Spinne. Und dann, eines schönen Tages im März, das erste morgendliche Vogelkonzert. Alles zum ersten Mal, von früheren Jahren vertraut und doch immer wieder so neu, so frisch.

Die Verse des deutschen Dichters Stefan George (1868–1933) gehen mir durch den Kopf: «Von welchen Wundern lacht die morgenerde / Als wär ihr erster tag? Erstauntes singen / Von neuerwachten welten trägt der wind.» Das Wunder des grossen Erwachens bewusst zu erleben, sich hinzukauern vor den Winterlingen,

den Bienen zuzusehen, die Wärme auf der Haut zu spüren, sich zu freuen, wenn es um halb acht Uhr morgens bereits wieder hell ist: Das ist so wenig, und zugleich ist es alles. Es ist die Art von Andacht, die mir zeigt: Ich lebe, ich bin – ich bin ein Teil dessen, was wir als «Schöpfung» bezeichnen. Ein gutes Gefühl.



Hans Herrmann
«reformiert.»-Redaktor
in Bern

INSERATE



Freiwilligenarbeit

Mut zum Besuchen – Einführung in den Besuchs- oder Begleitedienst

Besuchsdienstmodul A
Zielpublikum: Freiwillige aus Besuchs- und Begleitediensten (Geburtsstagsbesuche, wiederkehrende Besuche zuhause oder im Heim und weitere Formen) mit keiner oder wenig Praxiserfahrung
06.05.2022, 13.30 – 17.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Kosten: CHF 50.– (inkl. Kursunterlagen)
Anmeldeschluss: 20.04.2022

Jugend und junge Erwachsene

Pfefferstern – Informations- und Schulungsanlass

Gemeindeübergreifende Kommunikationsplattform mit buchbaren Erlebnissen
11.03.2022
10.00 – 12.00 Uhr: Informationsanlass
13.30 – 16.30 Uhr: Schulung für Kirchgemeinden, die einen Test-Account lösen wollen
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Kosten: keine
Anmeldeschluss: 01.03.2022

Erlebnispädagogik in Wahlkursen und in der Freizeitarbeit mit jungen Menschen

Der Runde Tisch Jugendarbeit diskutiert Methoden und Angebote der Erlebnispädagogik
Zielpublikum: Jugendarbeitende, Katechetinnen und Katecheten, Pfarrpersonen und Interessierte
25.03.2022, 09.00 – 12.00 Uhr
plus gemeinsames Mittagessen
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Kosten: keine
Anmeldeschluss: 15.03.2022

Kunst und Religion im Dialog

Interdisziplinäre Veranstaltungsreihe

Im Gespräch mit Vertretenden beider Seiten eröffnen sich neue Sichtweisen auf Kunstwerke aus Geschichte und Gegenwart.
Jeweils Sonntag, 15.00 – 16.00 Uhr
Kunstmuseum Bern oder Zentrum Paul Klee (aktuelle Ausstellungen)
Für alle Termine und weiterführende Informationen:
www.kunstmuseumbern.ch/kunstundreligion

Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Änderungen aus
aktuellem Anlass
vorbehalten.



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn

Ist es Zeit, beruflich nochmal etwas anderes zu wagen? Lust, mit Menschen unterwegs zu sein und Fragen über Gott und die Welt zu stellen? Interesse, reformierte Pfarrerin, reformierter Pfarrer zu werden?

Die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn führen zusammen mit der Theologischen Fakultät der Universität Bern ein Ausbildungsprogramm für Akademikerinnen und Akademiker mit universitärem Masterabschluss und Berufserfahrung durch. Auch PH- und FH-Abschlüsse auf Masterstufe werden auf ihre Äquivalenz hin überprüft.

ITHAKA Pfarramt

Intensivstudium Theologie für Akademikerinnen und Akademiker mit Berufsziel Pfarramt

Vollstudium und Lernvikariat dauern zusammen vier Jahre. Ein Teilzeitstudium ist möglich. Das Studium wird seit dem Herbstsemester 2020 jedes Jahr angeboten, ein Beginn im Herbstsemester empfiehlt sich. Bewerbungen sind immer möglich.

Informationen/ Anmeldeunterlagen:
www.kopta.unibe.ch/studium/ithaka

Auskunft über das Ausbildungsprogramm geben gerne Pfrn Martina Schwarz, martina.schwarz@theol.unibe.ch, 031 684 35 66 sowie zum Studium an der Universität Prof. Dr. Stefan Münger, stefan.muenger@theol.unibe.ch, 031 684 80 63 Auskunft.

Energieverschwendung führt zu Überschwemmungen




Klimagerechtigkeit-jetzt.ch
Jetzt spenden PK 60-707707-2

ÖKUMENISCHE KAMPAGNE

In Zusammenarbeit mit «Partner sites»





HEKS
Brot für alle.



Kloster ☞ Kappel

Festtag und Ausstellung zur Vollendung der Kappeler Bibel
10.30 Uhr: Festgottesdienst
14.30 Uhr: Vortrag «Biografie der Bibel» (Prof. K. Schmid), u.a., 13. März

Mystik. Über alle Grenzen hinweg. KlosterTag Theologie mit Michael Bangert und Pfr. Volker Bleil, 20. – 21. März

Wenn seelischer Schmerz unerträglich wird. Leben mit Menschen in suizidalen Krisen, Kurs mit Jörg Weisshaupt, 8. – 10. April

KlosterTage zu Ostern. Vom Garten Gethsemane zum Garten der Auferstehung. Leitung: Pfr. Volker Bleil und Pfrn. Regula Eschle Wyler, 14. – 17. April

Meditative Kreistänze: Tanzen als Gebet. Kurs mit Silvia Gurtner und Sr. Ruth Sutter, 13. – 15. Mai

Tel. 044 764 88 30 | www.klosterkappel.ch

«Ein eindrucksvoller Film über die Stärke von Frauen und die Kraft der Musik.» KULTURTIPP

EIN FILM VON HEIDI SPECOGNA



PRIX DU PUBLIC NOMINIERT SOLOTHURN 2022

stand up my beauty

ERHEBE DICH, DU SCHÖNE

mit der äthiopischen Musikerin NARDOS WUDE TESFAY

Ab 17. Februar im Kino

Porträt

Wenn die Stube zum Konzertsaal wird

Musik Die Cellistin Valentina Dubrovina spielt nicht nur in grossen Orchestern, sondern auch solo in den Wohnzimmern von Spitex-Betreuten.



Valentina Dubrovina im Einsatz für die Spitex Region Bern Nord in Wohlen.

Foto: Marco Frauchiger

Während Valentina Dubrovina die zarten Töne und die leichte Melodie von Tschaikowskis «Lieb ohne Worte» spielt, wiegt Theres Peyer den Kopf sanft hin und her. Draussen auf dem Balkongeländer steht eine Amsel, als würde auch sie den Klängen lauschen. Kaum hat die 29-Jährige den letzten Ton auf ihrem Cello gespielt, sucht sie sofort den Augenkontakt zu ihrem Gegenüber. Die Hauskonzerte seien sehr intim. «Anders als in einem Konzertsaal vor grossem Publikum spüre ich hier die Emotionen der ZuhörerIn ganz unmittelbar.»

An diesem frühlinghaften Februarnachmittag ist die Cellistin in Woh-

len unterwegs. Sie besucht dort die musikbegeisterte Seniorin Theres Peyer in ihrer Wohnung. Den Besuch organisiert hat die Musik-Spitex, die Künstlerinnen und Künstler für Hauskonzerte vermittelt. Der Musikerin Mirjam Toews kam die Idee während des Corona-Winters 2020. Einerseits drohten ältere Menschen zu vereinsamen, andererseits fielen Musikerinnen und Musikern Engagements weg.

Gegen Einsamkeit

Zu normalen Zeiten verdient Valentina Dubrovina ihr Geld mit Engagements in Orchestern und ebenso mit privatem Musikunterricht. Als

die Konzerte aufgrund der Corona-Schutzmassnahmen ausfielen, war die freischaffende Musikerin dankbar für die Einsätze bei der Musik-Spitex. Denn während das Konzert für die Zuhörer gratis ist, erhalten die Musiker eine Gage. «Das war nicht nur eine grosse finanzielle Hilfe, sondern tat auch meiner Seele gut.» Wenn man als Musikerin nur probe und keine Auftritte habe, komme einem die Begeisterung mit der Zeit abhanden. «Die Konzerte in den Stuben aber brachten die Begeisterung zurück», sagt die in Basel lebende Russin.

Sie stammt aus einer Musikerfamilie, begann mit fünf Jahren Klavier

und mit acht Cello zu spielen. Nach ihrem Musikstudium in Russland kam sie 2014 in die Schweiz. In Basel absolviert sie an der Hochschule für Musik das Solistendiplom. Musik ist für Dubrovina die Luft, die sie atmet. Ihr Leben.

Zu Tränen gerührt

Wie wichtig ihren Zuhörerinnen und Zuhörern die Konzerte sind, spürt Dubrovina an den Emotionen, die sie mit ihren Stücken auslöst. Oft würden die Zuhörer während der Stücke weinen, erzählt die Cellistin. «Das ist für mich schwierig, denn dann kommen auch mir die Tränen.» Schliesslich sei sie selbst während des Spiels ebenfalls sehr emotional, bringe in der Musik ihre innigsten Gefühle zum Ausdruck. «Aber danach fühlen sich viele Menschen besser. Musik hilft also, weil sie Emotionen zulässt.»

Neben der Musik bleibt bei den Besuchen auch Zeit für ein Gespräch über das Leben, die Musik. Manch-

«Hier spüre ich die Emotionen der ZuhörerIn ganz unmittelbar.»

mal spreche sie mehr, als dass sie spiele, ergänzt Dubrovina. «Aber das macht nichts. Ich merke, dass ein einsamer Mensch sich über meinen Besuch freut.» Dass sie mit ihren Melodien Menschen ihre Einsamkeit für einen Moment vergessen lässt, macht sie glücklich. Deshalb ist für sie auch schon heute klar, dass sie weiter für die Musik-Spitex musizieren will – auch wenn sich die Konzerte vor grossem Publikum wieder häufen.

Als letztes Stück spielt Valentina Dubrovina für Theres Peyer «Sicilienne» von Gabriel Fauré. Die von ihr selbst aufgenommene Klavierbegleitung zum Cello spielt sie mit einer mobilen Anlage ab. Während die verträumte Melodie das Wohnzimmer erfüllt, versinkt Theres Peyer in Gedanken. Doch während der letzte tiefe Ton des Cellos noch im Raum ausklingt, schauen sich Musikerin und ZuhörerIn in die Augen. Die beiden strahlen. Peyer applaudiert und bedankt sich herzlich für diesen für sie unvergesslichen Moment. Nicola Mohler

Interview mit Mirjam Toews, Gründerin der Musik-Spitex: [reformiert.info/musikspitex](https://www.reformiert.info/musikspitex)

Gretchenfrage

Peter Luisi, Filmregisseur:

«Sich um die Nächsten zu sorgen, lohnt sich»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Luisi?

Ich bezeichne mich nicht als religiös, aber als gläubig: Ich glaube daran, dass es etwas Grösseres gibt als den Menschen.

Was denn?

Ich denke, viele Religionen meinen dasselbe – wie es genannt wird, ist nicht so wichtig. Für mich wird es offensichtlich, wenn ich sehe, was mir im Leben widerfährt und welche Zusammenhänge bestehen.

Was ist am Glauben zentral?

Für mich ist es der Glaube ans Gute. Sich um die Nächsten zu sorgen, lohnt sich, davon bin ich überzeugt.

Ihre Filme sind oft geprägt von Humor. Zeigt sich darin auch dieser Glaube?

Das Leben ist ja oft Komödie und Drama gleichzeitig. Ich bin ein Menschenfreund und finde es einen besseren Ansatz, das Positive zu sehen und in den Vordergrund zu stellen. Der Mensch ist fähig, gut zu sein. Das finde ich extrem wichtig: das Vertrauen in das Gute.

Gilt das auch für Ihren neuen Kinofilm «Prinzessin», in dem die Sucht eine grosse Rolle spielt?

Ich wollte eine Geschichte über die Menschen am Rand der Gesellschaft erzählen. Bei mir selbst merkte ich immer wieder, dass ich Mühe hatte, Empathie zu zeigen für schwerste Alkoholiker oder Heroinsüchtige. Ich möchte das ändern. Es war mir daher wichtig zu zeigen, dass in jedem süchtigen Menschen auch so ein Mädchen wie Nina steckt.

Der alkoholabhängige Vater von Nina, der «Prinzessin», hat den biblischen Namen Josef.

Das ist natürlich kein Zufall. Die Figur heisst so, weil sie wie Josef von Nazaret eine Aufgabe erhält und diese annimmt. Seine Tochter liebt und beschützt er ein Leben lang bedingungslos – auch 35 Jahre nach ihrem Zusammenleben, als er sie als Drogensüchtige wieder trifft.

Interview: Marius Schären



Von Filmregisseur und Produzent Peter Luisi läuft seit Januar «Prinzessin» in den Kinos. Foto: Getty Images

Christoph Biedermann



Tipp

Kampagne

Für eine nachhaltige Energiewirtschaft

Am Aschermittwoch fällt der Startschuss für die diesjährige ökumenische Fastenkampagne von Heks und Fastenaktion. Das Motto: «Klimagerechtigkeit – jetzt!». Die Veranstaltungen, die in der Fastenzeit stattfinden, sollen anregen, über Klimagerechtigkeit und Energie nachzudenken. Energie ist ein wichtiger Aspekt der Armutsbekämpfung im Süden dieser Welt.

Die Kampagne bietet Anregungen für Liturgie und Gottesdienst, weist auf Filme, Workshops und Aktionen hin, gibt auch Anregungen für

den Unterricht. Das Spiel «Escape the climate crisis» (Entkomme der Klimakrise) eröffnet Jugendlichen auf spielerische Art einen Zugang, um über Klimagerechtigkeit, Energieeffizienz und erneuerbare Energien zu diskutieren.

Jedes Jahr bringen Heks und Fastenaktion Gäste aus dem Süden in die Schweiz, die über ihr Leben erzählen. Dieses Jahr spricht der Indonesier Nicodemus Ale über die Bedeutung der Tropenwälder. Der kolumbianische Agronom Fernando Castrillón Zapata zeigt die Rolle von erneuerbaren Energien für die nachhaltige Entwicklung auf. nm

Ökumenische Fastenkampagne. 2. März bis 17. April. Unterlagen und Veranstaltungen: www.sehen-und-handeln.ch